

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31877-3

Copyright © 2002 by Carlene Thompson
Published by arrangement with
St. Martin's Press, LLC. All rights reserved.

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, LLC durch
die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen,
vermittelt.

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Drei Jahre sind vergangen, seit Dara Prince, eine junge Frau Anfang zwanzig, von einem Spaziergang am Fluss nicht mehr zurückgekehrt ist. Vor ihrem Verschwinden hatte sie zehntausend Dollar von ihrem Konto abgehoben und später treffen immer wieder Postkarten ein, auf denen steht: ›Ich fühl mich pudelwohl!‹ oder ›Mir geht's bestens!‹. Eigentlich untypisch für Dara, denkt sich ihre Halbschwester Christine, und befürchtet das Schlimmste.

Als der Crescent Creek nach heftigen Regenfällen über die Ufer tritt, spült er auch die Leiche einer jungen Frau an Land. Ist es Dara? Aber wer hat dann die vielen Postkarten geschrieben – und warum?

Carlene Thompson hat wieder einen Krimi der Spitzenklasse geschrieben, der bis zur letzten Seite fesselt.

Carlene Thompson wurde 1952 in Parkersburg, West Virginia, geboren. Sie unterrichtete englische Literatur an der Universität von Rio Grande in Ohio. Sie lebt heute als freie Autorin in West Virginia. Im Fischer Taschenbuch Verlag sind lieferbar: ›Im Falle meines Todes‹ (Bd.14835), ›Frag nicht nach ihr‹ (Bd.15786), ›Schwarz zur Erinnerung‹ (Bd. 14227), ›Heute Nacht oder nie‹ (Bd.14779), ›Kalt ist die Nacht‹ (Bd. 14977), ›Sieh mich nicht an‹ (Bd.14538), ›Vergiss, wenn du kannst‹ (Bd. 15235) und ›Glaub nicht, es sei vorbei‹ (Bd.15946).

Unsere Adresse im Internet: www.fischerverlage.de

Carlene Thompson

Frag nicht nach ihr

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Irmengard Gabler

Fischer Taschenbuch Verlag

Limitierte Sonderausgabe
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 2006

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel »If she should die« im Verlag
St. Martin's Press, New York, N.Y.

© 2002 by Carlene Thompson

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press, L. L. C. durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.

Für die deutsche Ausgabe:

© Krüger, ein Verlag der S. Fischer GmbH, Frankfurt am Main 2003

Druck: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-596-50967-6

ISBN-10: 3-596-50967-X

Für Pamela Gray Ahearn
Für ihre jahrelange Unterstützung

Danken möchte ich Russell Crump,
Kelsey Nicole Brown, Jennifer Weis
und Keith Biggs

Dank auch an Rhiannon, die auf meiner
Stuhllehne saß, während ich all dies schrieb.

Prolog

Sie hieß Dara. Ihre Mutter Eve hatte behauptet, sie habe ihr zwei Minuten nach der Geburt in die Augen gesehen und sofort erkannt, dass sie nicht zu bändigen sein würde. Der Vater der Kleinen hätte sie gern Angelina, Engelchen, getauft, aber Eve wusste, dass das Mädchen kein Engel war, und hatte ihren Namen durchgesetzt. Jetzt saß Dara Prince auf dem Geländer der modrigen Holzbrücke über dem Crescent Creek und blickte hinauf zum Schwarzmond. Während einer ihrer seltenen geduldigen Phasen hatte sie ihrem »geerbten« Bruder Jeremy einmal zu erklären versucht, dass nach den Lehren des alten Indianerhäuptlings Wicca der zweite Neumond in einem Monat als Schwarzmond bezeichnet und ihm große Macht zugeschrieben wurde. Doch obwohl Jeremy bei ihren Ausführungen lächelnd genickt hatte, wurde Dara den Verdacht nicht los, dass er sie nicht wirklich begriffen hatte. Mit seinen siebzehn Jahren hatte er einen IQ von ungefähr siebzig, und sein emotionaler und intellektueller Entwicklungsstand war in etwa der eines elf- oder zwölfjährigen Jungen. Doch unterschied er sich in vielerlei Hinsicht von Kindern dieses Alters. Dara verstand seine Behinderung nicht ganz, interessierte sich auch nicht sonderlich dafür, wusste nur, dass er nicht normal war. Sie saß auf dem alten schmutzigen Brückengeländer, trank aus einer kleinen Flasche Wodka und wünschte inbrünstig, man hätte nicht ausgerechnet ihren Vater zum gesetzlichen Vormund von Jeremy und dessen älterer Schwester Christine

bestimmt. Die Eltern der beiden waren vor drei Jahren beim Absturz eines Kleinflugzeugs ums Leben gekommen. Jeremy war ihr ja so peinlich. Sie hatte immer Angst, die Leute könnten ihn für ihren leiblichen Bruder halten. Wenigstens litt er nicht am Down-Syndrom und lief mit unförmigem Kopf und offenem Mund durchs Leben. Nein, Jeremy sah zum Glück gut aus, sehr gut sogar, ungefähr wie Brad Pitt, nur größer und muskulöser. Dara dachte oft, dass Gott sich mit Jeremy ein Späßchen erlaubt hatte, weil Er ihn so groß, hübsch und – blöde gemacht hatte. Gott konnte manchmal schon ein arger Blödmann sein, dachte sie und knickte einen Zweig. Ein richtiger Scherzkeks. Nur dass Seine Späße auf Kosten der Menschen gingen.

Jeremys Schwester Christine jedoch war keiner von Gottes Ausrutschern. Sie war einundzwanzig, zwar nicht hübscher als Dara, aber doch klüger als sie, zumindest intellektueller. Die Leute bewunderten ihr reifes, zurückhaltendes Wesen und ihr Verantwortungsbewusstsein. Die Lehrer liebten sie. Dara dachte angeekelt, dass Christine in ihrer gesamten Schulzeit noch nie eine andere Note als »sehr gut« bekommen hatte.

»Noten sind mir scheißegal!«, verkündete sie leicht beschwipst und etwas theatralisch ihrer schwarzen Katze Rhiannon neben ihr. »Du kriegst 'nen Lehrer, der dich mag und der dir statt der Vier eine Eins ins Zeugnis schreibt, und alle flippen aus vor Begeisterung. Verdammt nochmal, man kann die Eins doch auch fürs Abschreiben gekriegt haben.«

Sie genehmigte sich noch einen Schluck Wodka, lehnte sich zurück und starrte hinauf zum Mond. Obwohl sie das Tageslicht gern nutzte, um sich im Spiegel zu bewundern, war doch die Nacht ihre bevorzugte Tageszeit. Die Dunkelheit war samtig und weich, betörend und magisch. Sie ließ die Stille eine Weile auf sich wirken, starrte hinauf zu den Sternen und dem

schwarzen Mond und lauschte dem Gesang der Nachtvögel. Rhiannon kauerte auf dem Geländer neben ihr und ließ sich von ihr das schwarze Fell streicheln. Dara stand auf und holte ihren Ghettoblaster. Die Brücke über den Crescent Creek war weit entfernt von den nächsten Häusern, sodass die laute Musik keinen stören würde. Sie hatte zwar kein Problem damit, jemandem auf die Nerven zu gehen, aber sie wollte nicht um elf Uhr nachts an ihrem Geheimplatz erwischt werden, während sie eigentlich in ihrem Zimmer für den englischen Literaturkurs büffeln sollte, den sie sonst nie und nimmer schaffen würde.

Dara legte eine CD ein und der Song »Rhiannon« von Fleetwood Mac tönte durch die laue, ruhige Nacht. Sie hatte die neuere Version gewählt, die mit der flotten Klaviereinführung. »Rhiannon« war ihr Lieblingssong, und sie konnte ihn ohne Ende hören.

Die Dunkelheit und der warme Wodka beruhigten sie. Sie stand auf, wiegte sich verführerisch im Licht der Sterne, ließ das Haar fliegen und schloss genüsslich die Augen. Rhiannon war von der Brücke gelaufen und auf einen Baum geklettert. Jetzt kauerte sie, den Schwanz sorgsam um die Vorderpfoten gelegt, auf einem Ast und beobachtete die Szene aus großen goldenen Augen.

Dara tanzte weiter, völlig selbstvergessen, die Hände im seidigen Haar vergraben, das Gesicht dem Mond zugewandt. Nirgends sonst fühlte sie sich so frei wie hier. Deshalb liebte sie diesen Ort, dem etwas Mystisches anhing. Früher hatte hier ein Indianerstamm gelebt. Am anderen Ufer des Crescent Creek erstreckte sich eine Halbinsel, deren Land über ein Jahrhundert lang bebaut worden war. Die landwirtschaftlichen Geräte waren über die Brücke geschafft worden, bis der Boden unfruchtbar geworden war. Und so lag das Land

seit einigen Jahren verlassen da. Auch die Brücke wurde von den Leuten gemieden, weil sie inzwischen baufällig war. Es lohne nicht die Mühe, sie auszubessern, sagten sie. Vor einigen Jahren hatte ein Archäologe dann die Genehmigung erhalten, mit seinem Team auf der Halbinsel Grabungen durchzuführen.

Dara hasste eigentlich den Geschichtsunterricht in der Schule, deshalb verstand sie selbst nicht, warum sie plötzlich so viel Interesse an den Tag gelegt hatte, als die Archäologen ein altes Indianerdorf entdeckt hatten. Sie erinnerte sich noch lebhaft daran, wie sie jeden Morgen zur Ausgrabungsstätte geschlichen war. Die Wissenschaftler hatten das hübsche zwölfjährige Mädchen gewähren lassen, das sich für die lehmigen Fundstücke begeisterte, stets darauf bedacht, nur ja nichts anzurühren oder eine abgesteckte Stelle zu betreten. Dara war jederzeit bereit gewesen, für die schwitzenden Arbeiter Wasser zu holen, und hatte ihnen oft selbst gebackene Kekse mitgebracht.

Und dann kam der aufregendste Tag ihres ganzen Lebens: Man war auf eine Begräbnisstätte mit acht Skeletten gestoßen, sechs Erwachsene und zwei Kinder; alle lagen auf der linken Körperseite, das Gesicht nach Westen ausgerichtet, wie es das Begräbnisritual verlangte. Dara war bis nach Sonnenuntergang vor Ort geblieben, viel zu fasziniert, um an ihren besorgten, arbeitswütigen Vater zu denken, der keine Ahnung hatte, wo sie ihre Tage verbrachte. Als es ihm schließlich zu Ohren kam, hatte er ihr die Ausflüge auf die Halbinsel verboten. Die alte Brücke sei nicht sicher, hatte er behauptet. Zu viele Landstreicher und Giftschlangen. Auch von tollwütigen Stinktieren war die Rede. Ihr sei noch nie ein wütendes Stinktier über den Weg gelaufen, hatte sie gesagt und sich ausgeschüttet vor Lachen. Und da hatte ihr ansonsten so nachsichtiger Vater ihr

doch tatsächlich fast eine geschmiert. Dara war so verduzt gewesen, dass sie zunächst angenommen hatte, ihr Vater könne eben keinen Spaß vertragen. Später vermutete sie dann, dass ihn die Entdeckung der Skelette geängstigt hatte und er sie von dem Ort, der ihm insgeheim Angst machte, fern halten wollte. Dara brüstete sich damit, vor nichts und niemandem Angst zu haben, höchstens vor der Vorstellung, alt und unansehnlich zu werden, doch darüber wollte sie sich erst später den Kopf zerbrechen. Sie war ja erst neunzehn. Die mittleren Lebensjahre lagen noch in weiter Ferne.

Der Song war zu Ende, und als Dara sich zum CD-Spieler hinunterbeugte, hörte sie ein Geräusch. Sie erstarrte. Hin und wieder war Jeremy ihr nachts hierher gefolgt. Sie hatte es ihm nicht übel genommen. Sie gab es nur ungern zu, aber ein Blick in seine arglosen bewundernden Augen genügte, und sie brachte es nicht übers Herz, ihm böse zu sein. Sie hatte ihm stattdessen, um ihn abzuschrecken, von Schlangen und Hexen und anderen Scheußlichkeiten erzählt. Aber es schien nicht zu wirken. Er wollte wissen, wo die Indianer früher gelebt hatten. Ihn faszinierte dieser Ort fast so sehr wie sie. Und was das Schlimmste war, sie konnte sich nicht bei ihrem Vater über Jeremys Anhänglichkeit beschweren, ohne ihre eigenen verbotenen nächtlichen Ausflüge zu verraten. Wunderbarerweise hatte Jeremy keinem gepetzt, dass sie nach wie vor hierher kam. Sie hielt nach Rhiannon Ausschau. Die goldenen Augen der Katze blickten auf den Fluss, und wieder hörte Dara ein Geräusch. Ein kleines Tier – eine Bisamratte oder ein Nerz – warf sich platschend ins Wasser. Sie störte das Leben im Wald, dachte sie. Erkannten die Geschöpfe denn nicht, dass sie eine von ihnen war – wild, ursprünglich, voll animalischer Energie, gefangen in einem menschlichen Körper? Sie lächelte. Sie war ja regelrecht poetisch, fast so wie ihre »Beinah«-Schwester

Christine. Die allerdings war von diesem Ort nicht angetan, konnte ihn nicht ausstehen. Christine gehörte nicht so wie sie hierher.

Außer heute Nacht. Sie war sich zwar sicher, dass sie nur ein Tier gehört hatte, aber sie fühlte sich doch mulmig. Ihr Atem ging schneller. Ihre Sinne wurden schlagartig hellwach, witterten Gefahr, verlangten nach Selbsterhaltung. Sie schaltete den CD-Spieler aus und holte die schwere Glaskugel aus ihrer dunkelroten Samthülle. Ihre Mutter Eve hatte damit herumexperimentiert, als sie ihre Hexen-Phase durchlebte. »Alles nur Spaß«, hatte sie Dara versichert. Als sie noch jünger war, hatte Dara sich ein wenig vor Hexen gefürchtet, doch nach dem Tod ihrer Mutter hatte sie darauf bestanden, die Kristallkugel, die die Größe einer Honigmelone hatte, an sich zu nehmen. Dara hielt sie gern in die Sonne oder den Mond, um zu sehen, wie sich das Licht darin brach und alle Farben des Regenbogens hervorbrachte. Manchmal trug Dara die Kugel als Glücksbringer mit sich herum, doch im Augenblick war sie ihr eher eine willkommene Waffe. Doch wovor fürchtete sie sich eigentlich? Da war doch nichts. Oder doch?

Die Angst berührte mit kalten Fingern Daras Nacken. In letzter Zeit war sie sehr schreckhaft. Sie hatte Angst. Panische Angst wie noch nie in ihrem Leben. Und sie war selbst schuld, dass es so weit gekommen war. Sie hatte ein gefährliches Spiel gespielt, und jetzt war es ihr entglitten. Sie war zu weit gegangen. Sie bereute es zutiefst, sah aber keinen Ausweg mehr.

Am besten, sie verließ die Stadt, dachte sie. Seit letzter Woche hielt sie schließlich nichts mehr hier, abgesehen von ihrem Vater. Sie würde ihm nie verzeihen, dass er so kurz nach dem Tod ihrer Mutter eine viel jüngere Frau geheiratet hatte. Auch nicht, dass er Jeremy und Christine aufgenommen hatte. Doch so sehr sie auch an ihm hing, in ihrer jetzigen Not konnte sie

sich nicht an ihn wenden. Er wäre außer sich, enttäuscht, gedemütigt. Er würde sie nicht verstehen.

Wahrscheinlich würde er sie sogar hassen, und das könnte sie mit Sicherheit nicht ertragen. Ja, sie würde fortgehen, dachte sie fest entschlossen. In den vergangenen Tagen hatte sie Pläne geschmiedet, sich überlegt, wohin sie gehen könnte, hatte zehntausend Dollar von ihrem Konto abgehoben. Dank all der großzügigen Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke hatte sich einiges angehäuft. Trotzdem zögerte sie. Den Ort zu verlassen, in dem man aufgewachsen war, war ein großer Schritt. Dachte sie jedoch an die schlechten Schwingungen, die sie neuerdings auffing, hielt sie es für angeraten, möglichst bald zu gehen. Und gerade jetzt hatte sie das dringende Bedürfnis, noch heute Nacht von hier zu verschwinden.

Aber sie hatte Angst. Angst, hier zu bleiben, und Angst, fortzugehen. Gott, was für ein Dilemma! Sie setzte sich auf einen flachen Stein und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Der Wind wurde stärker, roch nach Regen. Ende März gab es immer Regen. Alle paar Jahre kam sogar so viel Regen herunter, dass der Crescent Creek zum reißenden Fluss wurde und sich schäumend, als genieße er seine vorübergehende Kraft, in den angeschwollenen Ohio ergoss. Wahrscheinlich war es wieder mal so weit. Das Hochwasser würde wenigstens ein bisschen Leben in dieses verschlafene Kaff bringen, dachte Dara, obschon ihr im Augenblick so gar nicht nach Aufregung zumute war.

Über ihr im Baum ließ Rhiannon ein leises kehliges Knurren hören. Dara warf ihr einen überraschten Blick zu. Rhiannon war eine bewundernswert stille Katze, die nur ab und zu sanft miaute, selten schnurrte und noch viel seltener knurrte oder fauchte.

Dara sah sich suchend um. Da, auf dem schmalen, abschüs-